

## Zur Zeit wird hier der Raum

### Herbert Willi und sein neues Stück ... *geraume Zeit* ...

Stille. Wo Musik hörbar werden soll, muss es zuerst still sein. Herbert Willi sucht die Stille, um seine Musik zu hören. In der Stille, aus der stille erschließt sich ihm die Musik, die er dann, nach einem intensiven Prozeß des Sich-Einlassens, niederschreibt. Stille. Wo Musik gehört werden soll, darf kein Gerede die Stille verletzen. Und soviel Herbert Willi auch zu sagen hat - am Ende, betont er, "geht es um die Musik ohne jede Erklärung. Die Musik selbst ist die Sprache. Die Musik selbst ist die Begegnung. Die Musik selbst teilt sich mit."

Aus der Stille in die Stille. Ein Gespräch mit Herbert Willi, so beredt es auch geführt wird, beschreibt genau diesen Bogen: aus der Stille, in der er seine Musik hört, in jene Stille, aus der seine Musik gehört werden will.

Stille in diesem Sinn heißt: Offenheit. So wie Willi sich seiner Musik öffnet - vorbehaltlos, absichtslos - so sollte auch der Zuhörer sich darauf einlassen.

Kommentare, Analysen, Deutungen, dem Publikum vorab als Instant-Würfel verabreicht, bewirken wie Willi aus Erfahrung weiß, zumeist das Gegenteil: Sie beschneiden die Offenheit, "ja sie verletzen die Musik". Ein Hörer, der - das Programmheft in der Hand - nur darauf lauert, ob er das beschriebene Grundintervall oder dessen Umkehr erkennt, "an dem", sagt Willi, "geht die Musik vorbei". So bleibt der Komponist bei aller Eloquenz ein Skeptiker der Sprache. Wird er gebeten, zu einem neuen Stück aus seiner Feder auch noch einen Text fürs Programmheft abzuliefern, "dann zählt das - verstehen Sie mich nicht falsch - zum Schlimmsten, was in diesem Zusammenhang passieren kann. Denn wenn es so einfach wäre", sagt Herbert Willi, "hätte ich das Stück nicht zu schreiben brauchen."

Hinter all dem Begehren um authentische Kommentare und Analysen steckt, wie Willi findet, ein kategoriales Mißverständnis: das Mißverständnis, man müsse Musik verstehen, um ihr nahe zu sein. Aber, so Herbert Willi: "Es gibt nichts zu verstehen bei Musik." Was also läßt sich wirklich sagen über das neue Werk von Herbert Willi: "zunächst einmal vor allem", so der Komponist in lakonischer Prägnanz, "daß es entstanden ist".

Warten in der Stille

Bei dem neuen Stück, das hier anzukündigen ist, handelt es sich um ein Konzert für Flöte, Oboe und Orchester, den zweiten Teil des

Zyklus "Montafon". Der erste Teil, ein Konzert für Trompete und Orchester (Mit dem Titel "Eirene") erlebte als Auftragswerk der Gesellschaft der Musikfreunde im vergangenen Sommer seine begeistert aufgenommene Uraufführung im Musikverein. Nun, am 2. Juni, ist wiederum der Musikverein Premieren-Schauplatz für den zweiten Teil, der als Auftragswerk des Landes Vorarlberg entstand. Wolfgang Schulz und Hansjörg Schellenberger sind die Solisten dieser Uraufführung, der Wiener Concert-Verein spielt unter Ulf Schirmer.

Soweit die Fakten ...

Doch ist damit wirklich schon alles gesagt? Nein, sicherlich nicht. Denn Willi selbst hat das Werk mit einem kurzen, aber vielsagenden Titel versehen: ... geraume Zeit ... Zwei Worte die das Stück nicht festlegen, sondern, ganz im Gegenteil, in jene Offenheit entlassen, aus der es seine Gestalt gewann.

*... geraume Zeit ...* Die Musik die Herbert Willi schreibt, entfaltet sich im Wechselspiel von Raum und Zeit. Was schließlich im zeitlichen Kontinuum zum Klingen kommt, kündigt sich gleichsam räumlich an. "Es gibt immer diesen ersten Moment, da spüre ich: Es ist ein Stück da", sagt Herbert Willi. Und dieses Stück, so beschreibt es Willi, zeigt sich zunächst einmal in seiner konzentriertesten Form: einem Punkt. "Ich kann dann ganz genau sagen, wo dieser Punkt ist, das kann außer mir sein oder in mir - und damit ist das Stück da. Ich könnte Ihnen alles über das Stück sagen, aber ich weiß noch nicht, wie es klingt. Und dann beginnt eben dieses Warten, dieses Warten in der Stille und in der Absichtslosigkeit, bis es hörbar wird." Raum und Zeit

Die oft gebrauchte Formulierung, daß ein Werk Gestalt gewinnt, wird bei Willi zu konkreten Beschreibung eines kreative Prozesses. Das Stück zunächst im Punkt fokussiert, entfaltet sich, wächst weiter im Raum, wird gleichsam zu Kugel, die das Ich des Komponisten einschließt. "irgendwann ist es größer als ich, da bin ich mittendrin", sagt Willi. "Und so, im Inneren der Musik kann ich es abwandern." Wenn sich Willi an den Schreibtisch setzt, um das Werk niederzuschreiben, "ist es immer schon fertig". Und schreibend kann er die Position wechseln, durchaus im räumlichen Sinn: Er kann sich außerhalb stellen, um das Stück in seiner Gesamtheit zu sehen, er kann sich "ins Innere der Kugel" zurückziehen, um ins Detail zu gehen.

Zum Raum wird hier die Zeit. Man kann den berühmten Satz aus Wagners "Parsifal" im Blick auf Willis Musik auch umdrehen. Zur Zeit wird hier der Raum. Was dem Komponisten als räumliche Gestalt begegnet, erschließt sich am Ende in klanglicher Sequenz.

Allerdings: Von Anfang und Ende sollte nicht im Sinn von "Vorher" und "Nachher" die Rede sein. Wenn die Frage auftaucht, was zuerst

da sei, die Struktur oder das Detail, das Äußere oder das Innere, dann, sagt Herbert Willi, stimme etwas nicht.

Die Musik, die Willi schreibt, war immer schon da - existent als ein Ganzes. Worum es geht, ist, sie hörbar zum machen.

Keine Alpensymphonie

Raum und Zeit ... *geraume Zeit* ... Man kann den Titel auch konkreter fassen, gibt es doch, wie der Name des Zyklus anzeigt, einen geographischen Raum, mit dem er in Beziehung steht: "Montafon". "Die Landschaft, in der ich seit meiner Geburt leben, einmal zum Thema zu machen: das war schon lange meine feste Absicht", sagt Herbert Willi. Nun hat er sich intensiv darauf eingelassen und die Landschaft aufs neue durchwandert. Ein Jahr lang begab er sich immer wieder hinaus in die Bergwelt seiner Heimat: eine geraume Zeit, um das scheinbar Vertraute neu zu sehen, neu zu hören. Bilder, Farben, Energien, Licht: Eindrücke, die sich in der Stille der Alpen auch als Musik kundtun. "Montafon", der Name der Vorarlberger Talschaft, enthüllt - so gesehen, so gehört - einen Doppelsinn: als Klang der Berge, Musik einer Landschaft. Natur und Musik. Das ist, wie die Musikgeschichte lehrt, ein heikles Beziehungsgeflecht, anfällig für Mißverständnisse. Schon Beethoven baute der irrigen Meinung vor, die Musik bilde ab. Die "Pastorale", so machte er klar solle kein tönendes Abbild der Natur sein - "mehr Ausdruck der Empfindung als Malerei". Mit Malerei hat auch Herbert Willi nicht das mindeste im Sinn. Und selbstverständlich ist sein Zyklus "Montafon" keine Programmmusik. Keine Alpensymphonie.

Resonanz der Urnatur

Doch was dann? Ausdruck der Empfindung? Sicherlich, gibt Willi zu verstehen, spielen auch Emotionen eine wichtige Rolle in der künstlerischen Begegnung mit einer Landschaft. Aber sie sind nicht die Dimension an die er im Innersten denkt, wenn er sich in die Natur begibt. Worum es letztlich geht, das sind die Schwingungen, die mit dem Geheimnis der Musik ebenso zu tun haben wie mit dem Geheimnis unserer Existenz. "Im Tiefsten unseres Wesens - unter dem, was Erziehung, Religion, Kultur uns übergestülpt haben, ja auch unter dem eigentlich Ich - in dieser Schicht", sagt Willi, "gibt es eine Urnatur in uns, die noch tiefer zurückgeht, als wir ahnen können. Und wenn ich hinausgehe in die Natur, dann suche ich nicht irgendeine Natur, sondern eine gesunde, heile, unberührte Natur: im Idealfall eine Urnatur. Warum gehe ich hierher? Weil hier - in der Stille und Absichtslosigkeit - für mich Wesentliches passiert: Jede Natur, alles hat in sich Schwingung, ist letztlich Musik. Alles im ganzen Kosmos, jede Landschaft. Eine unberührte Landschaft, eine Urnatur, die schwingt und klingt - die kann in mir eine Resonanz auslösen, auch in mir diese Urnatur zum Klingen bringen. Im Allerletzten, im Idealfall geht es mir um die allertiefste Urnatur in

mir selbst. Darum lebe ich, so wie ich lebe. darum kann ich nur absichtslos zulassen, vertrauen. Denn dort funktioniert nichts mehr auf der Ebene: "Ich will, ich muß ..."

#### Unteilbare Musik

Der Komponist als Hörender, als Empfangender, als Übersetzer einer Musik, die auf ihn zukommt ... Man zögert, hier überhaupt noch von einem Komponisten zu sprechen - einem, der im Wortsinn etwas "zusammensetzt". Wie sieht Herbert Willi selbst seine Rolle zwischen dem, was sich ihm hörend erschließt, und dem, was er niederschreibt? "Sie meinen, auf den Punkt gebracht ob ich nur Medium bin? Und meine Antwort ist: Nein, natürlich nicht. Denn was ich tue, setzt zunächst einem Handwerk voraus", sagt Herbert Willi. "Wenn ich das Handwerk nicht habe, kann ich die Musik die ich höre, nicht aufschreiben. Viel wichtiger aber ist, daß alles, was ich in mir höre, untrennbar mit mir verbunden ist - mit der Zeit in der ich leben, mit meiner Biographie, mit den Menschen, die mir begegnen."

So hat das Konzert, das nun zur Uraufführung gelangt, selbstverständlich auch mit den Solisten zu tun für die es geschrieben ist: Hansjörg Schellenberger, langjähriger Solooboist der Berliner Philharmoniker und Wolfgang Schulz, Soloflötist der "Wiener". Beide kennt Willi seit langem, beide stehen ihm nahe. Und so kommt auch diese menschliche Beziehung zum Tragen oder - besser gesagt: zum schwingen, wenn Willi ein Doppelkonzert für Flöte und Oboe schreibt. Dabei ist es nicht bloß der "Ton" als instrumentale Klangqualität, der in das Werk einfließt, sondern der Ton im umfassenden Sinn: als Ausdruck einer Persönlichkeit, als "Aura der ganzen Person"

Es geht immer um das Ganze, bei allem was Herbert Willi tut und sagt. Um das Ganze der Existenz, um das Ganze der Musik. Die Musik, so wie er sie erfährt, ist unteilbar nicht spaltbar in Schulen und Richtungen. Und so kennt er, das Ganze vor Augen, das Ganze im Ohr, auch nur einen einzigen Zugang zu ihr. "Und das", sagt Herbert Willi, "ist die Liebe zur Musik".

Joachim Reiber